

### Der Sommer 2006 und das deutsche Pathos

Es war keineswegs vorher zu sehen, in welcher glänzender Weise der Sommer 2006 eine Selbstausslegung des deutschen Wesens werden würde. Als wollte die Republik sich selbst vermessen, führten die Deutschen auf der nationalen Bühne ein von eigener Hand choreografiertes Schauspiel aus Sommerheldenmärchen, Vergangenheitstragödie und christlichem Weihefestspiel auf. In jenen drei Monaten bundesdeutscher Eigenverortung kreuzten die Achsen der Berliner Republik den deutschen Rückraum und durchliefen den Wendekreis, um, verändert zwar, aber auf schmalen Pfaden zu sich selbst zurückzukommen.

Als die Fußball-Weltmeisterschaft begann, hingen schwarz-rotgoldene Fahnen aus Fenstern, steckten auf Autodächern, wurden auf Straßen geschwungen wie zuletzt die »pace«-Flagge als Protest gegen den völkerrechtswidrigen Irak-Krieg. Keiner konnte sich ernsthaft gegen den Eindruck wehren, der Deutsche stelle sich nun eine Lizenz zur ungeschützten Rede aus und erlaube sich herzhaft zu bekennen, daß er deutsch sei. Die Nationalhymne wurde Volksliedgut und spielte ihr Potential zur Ergriffenheit wie selbstverständlich aus, ohne daß britische Boulevardzeitungen genüßlich einen deutschen Panzer oder eine SS-Rune auf ihre Titelseiten nahmen.

Im Fußball als Mythenmaschinerie der Erregungsgesellschaft synonymisieren sich Spiel, Nation und Ehre. Die

Mannschaft ist das Destillat der Nation und die Vermittlerin von Ehre. Die Ehre der Nation steht auf dem Spiel der Mannschaft. Als einzig verbliebenes Ereignis vermag das Fußballspiel unverdächtige Nationalgefühle zu generieren – politisch unverdorben, ethisch erlaubt, ästhetisch erhaben. Die mediale Heldenschöpfung vollzieht sich schließlich über den Tatbestand der erfüllten Ehre: Unsere Jungs siegen!

Im Sommer des Hochdrucks, als die Sonne Deutschland vier Wochen unerwartet privilegierte, einte der Jubel der Massen auf den Meilen der Metropolen, Städte und Dörfer das uneinige Volk, nivellierte er soziale Unterschiede, schaltete Bürgertum mit Unterschicht kurz und vollzog sich eine unglaubliche Entpolitisierungsleistung: ein Monat des leichten Sinns und heißen Herzens, in dem allein Sport, Spiel und die Hoffnung auf Beherrschung der restlichen Welt mittels Powerfußball regierten. Selbst die Regierenden schwangen ein in die Deutschlandtrunkenheit, jenes sozialromantische Elixier, dessen die von seelischen Krämpfen gemarterte Republik so dringend bedurfte. Jetzt konnte die restliche Welt endlich sehen, daß die Deutschen das sind, was zu sein sie seit sechzig Jahren anstreben: Freunde und Organisatoren der Humanitas. Sie konnten zeigen, daß sie lachen und weinen, daß sie feiern und sich an sich erfreuen können, was das Land zum ersten Mal aus dem selbstverordneten Abseits der moralischen Quarantäne in die Gemeinschaft der gesunden Völker zurückholte. Folgerichtig machte das Wort des Patriotismus die kleine Runde, Nation wurde, weil andere sinnvolle Kriterien nicht zur Verfügung stehen, zu einem Gefühlstatbestand, mit dem sich die eigene Identität aufspüren ließ, die das kämpferische Wort der Leitkultur entbehren konnte.

In der Hymne wurde die Nation sinnlich erfahren. Durch die Verschmelzung von National- und Kunstgefühl im Absingen der Hymne flüchtete sich der einzelne für den Moment eindeutiger Geborgenheit in die Gemeinschaft der Spürenden. Er ist in jenem Augenblick vereinigt mit den Helden, mit dem Chor und dem Wesen der Nation. Wenn Nation ein Gefühl ist, das Zugehörigkeit über soziale Anerkennung organisiert, so ist der einzelne ein in der Gemeinschaft aufgehobenes nationales Wesen.

Kurz nach dem Rausch von Stuttgart, wo das Klinsmann-Team den dritten Platz erspielte, fiel, als könne sich jeder Defätist auf die Volten des Schicksals verlassen, die gefühlte Nation in ihre alte Depression zurück. Günter Grass, die letztverbliebene Moralinstanz der Alten Republik, legte seine Erinnerungen vor und erbrachte mit dem Geständnis, im Alter von siebzehn für kurze Zeit Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein, den Beweis, daß die gewohnten Selbstzerfleischungsreflexe berechenbar geblieben waren und nichts von ihrer Mächtigkeit verloren hatten. Waren Juni und Juli Vehikel fürs Manische, wurden August und September Transportriemen fürs Depressive.

Für den postmodernen ICHling im übrigen ist Grass als Ikone keineswegs erledigt, weil ICHlinge mit Instanzen der Alten Republik keine Rechnungen zu begleichen haben. Vielmehr sei das Bekenntnis erlaubt, wie froh das Mitglied einer entideologisierten Kohorte ist, unterm anti-intellektuellen Furor der Gegenwart im schriftstellernden Partei-Ergreifer Grass eine seit je vernehm- und streitbare Stimme zu finden, die sich um die res publica, um den öffentlichen Geist sorgt. Wer tat und tut es sonst? Gewiß, Grass ist kein Sartre. Aber

Grass ist nötig. Ein ICHling weiß genau, daß niemand irgend jemandem vorschreiben könnte, wie er sich wann und wo mit welchen Worten zu erinnern hat. Darf sich, aus Gründen ethischer Redlichkeit überhaupt jemand, der nicht im mindesten achtzig ist und Zeitgenosse des Dritten Reichs war, zu dieser causa äußern, ohne daß es den Ruch einer Abrechnung aus dem Motiv nachkriegspolitischer Nachtreterei hätte?

Im Fall Günter Grass setzt sich die Tragödie der seriösen Intellektualität fort. Tauchen, somatischen Markern im nationalen Körpergedächtnis gleich, Signalwörter wie Waffen-SS auf, gehen die Rolläden nach unten, und die gerade erhellte Seele des Deutschtums stürzt in die trübe Düsternis. Wie gehabt. Tröstlich ist nur, daß derartig artifizielle Eklats mittlerweile im Sande verlaufen. Und wenn Grassens Bekenntnis einzig dazu gedient haben soll, sich im Kampf um Aufmerksamkeit im trivialisierten Circus Maximus einen Sieg zu sichern und seine Autobiographie bestmöglich unters Volk zu werfen, so ist nicht das fragwürdig, sondern fragwürdig sind die Massenmedienmarktmechanismen, die dergleichen erfordern.

Die Lust am kalkulierten Instanzensturz mit dem billigsten aller Mittel, der biographischen Nähe zur NS-Zeit, erzielte wenige Monate später auch das Neubürgerliche Magazin Cicero, das den Philosophen Jürgen Habermas mit abstrusen Vorwürfen beschmierte, er habe dem Führer gehuldigt, ohne einen einzigen glaubwürdigen Nachweis zu erbringen. Es scheint vielmehr, als sei nun, da alles möglich ist, die Zeit einer gewünschten Neuorientierung der Republik als neoromantische Gefühlsgemeinschaft gekommen, die die Abwe-

senheit meßbarer Kriterien zugunsten postheroischer Neuinszenierungen ohne weiteres akzeptiert.

Durch nichts konnte die manisch-depressive Veranlagung der Deutschen schließlich besser anästhesiert werden als durch die Niederkunft des stellvertretenden Gottes in seiner bayerischen Heimat. Drei Tage christlicher Frohsinn Ende September, bei welcher Gelegenheit jener Hasenfußpolitiker den großen Max markierte, der sich selbst, hätte er einen Gran philosophischen Anstand und Verantwortungsgefühl für die Nation im Leib, auf ewig in seinem Heimatdörfchen Wolfratshausen zu klösterlichem Schweigen und politasketischer Entsagung hätte zurückziehen müssen. Statt dessen gab Edmund Stoiber den deutschkaiserlichen König von Bajuwaren. Vor der Herausforderung politischer Gestaltung für das deutsche oder europäische Gemeinwohl als Bundesfinanzminister, Superminister, Bundespräsident oder Ratspräsident der Europäischen Union bubenhaft geflohen, wagte der kleine Landesfürst den massenmedial inszenierten Schulterschuß mit dem großen Papst. Wie in Köln vergangenes Jahr traf Benedikt auf die ungebrochene Sehnsucht halt- und orientierungsloser Bürger nach spiritueller Segnung. Tausende standen an den Straßen Münchens, Regensburgs und Marktls, Millionen folgten den pathosfrommen Dauer-sendungen des Bayerischen Fernsehens, und überall hörte man die stadiontauglichen Be-ne-detto-Chöre. Für kurze Zeit durfte man sich das Gefühl der Auserwähltheit in der von Gott direkt beaufsichtigten Heimat gestatten, und wer den Papst-Besuch in Bayern als Schlußpunkt eines außergewöhnlichen Sommers betrachtet, kommt schließlich festzustellen nicht umhin, daß vom Pathos nichts geblieben ist als

hier und da ein schwarzrotgoldnes Fähnchen im rauhen Wind, den der Furor des Verschwindens verursacht, wenn die sozialen Gewißeheiten peu a peu verloren gehen.

War man vor einem Jahr geneigt, Angela Merkel zwar radikale Poesielosigkeit, dafür aber die Fähigkeit zur Vernunft einer Neuen Sachlichkeit zu unterstellen, muß nun eingestanden werden, daß Deutschland in Gestalt seiner Regierung keine Idee von sich und der Zukunft hat. Mehr als Patriotismushathos, Grass-Vernichtung und Papstsegnung ist es die Ratlosigkeit der Eliten, die die neue Hymne der nationalen Erschöpfung intoniert. Es wird Zeit für die Zeit der ICHlinge.

Im November 2006